

Die Tagung des Reichstages.

Kaiser Wilhelm verließ vor Beginn der Sitzung des für den vierten August einberufenen Reichstages im Schlosse zu Berlin vor sämtlichen Volksvertretern folgende

Thronrede.

In schicksalsschwerer Stunde habe ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Weg des Friedens verharren. Verjüngte, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzunehmen, haben unsere Volks Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeherrschbarer Rebellerei hat meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entfaltung aller stillen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdetlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reichs gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu sichern.

Mit schwerem Herzen habe ich meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gekämpft hat. Mit aufrichtigem Leid sah ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unerfährlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesezt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundschaftlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren!

Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgeloßert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenskonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Ubelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns befehlt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie meine Regierung und vor allem mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungenen Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht mein Ruf, mit gesamter

Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärkt und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist mein inniger Wunsch.

Ein Gelöbniß der Parteien.

Der Kaiser setzte der Thronrede folgendes hinzu: „Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche (türkisches Travol); und zum Beugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben.“

Auch der Kanzler ergriff das Wort und setzte in längerer Rede auseinander, daß Deutschland gezwungen gewesen sei, nach zwei Fronten zu kämpfen; aber er könne hoffen, in diesem ersten Kampfe zu bestehen, da hinter der schlagfertigen Armee und der kampfbereiten Flotte das ganze Volk stehe.

In einer sehr kurzen Sitzung wurden die vorgelegten kleinen Gelehnsmürse genehmigt und der Kriegskredit debattelos bewilligt.

Englands Kriegserklärung an Deutschland.

Nachdem der englische Botschafter Sir Edward Goschen schon im Reichstage im Namen seiner Regierung mit dem Staatssekretär v. Jagow eine Unterredung gehabt hatte, erschien er später im auswärtigen Amt, um den Krieg zu erklären und seine Pässe zu fordern.

Kaiser und Zar.

Der Verrat Rußlands.

Die ganze Sinterhältigkeit der russischen Politik, durch die der Krieg veranlaßt ist, wird von der deutschen Regierung in einem Weißbuch dargelegt, das dem Reichstag übermittelt worden ist und das wertvolle Dokumente über die Vorgeschichte des unheilvollen Konflikts enthält. Besonders bezeichnend sind die Telegramme, die zwischen dem Zaren und Kaiser Wilhelm gewechselt wurden. Hier sind sie:

Am 31. Juli richtete

der Zar an den Kaiser

folgendes Telegramm: „Ich danke Dir von Herzen für Deine Vermittlung, die eine Hoffnung ausleuchtet, daß doch noch alles friedlich enden könnte. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind. Wir sind weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen. Solange wie die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir meine feierliche Wort darauf. Ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas.“

Dem Dir herzlich ergebener Nicolaus.“

Darauf telegraphierte

der Kaiser an den Zaren:

„Auf Deinen Appell an Meine Freundschaft und Deine Bitte um Meine Hilfe habe ich eine Vermittlung zwischen Deiner und der österreichisch-ungarischen Regierung aufgenommen. Während diese Aktion

im Gange war, sind Deine Truppen gegen das mit verbündete Österreich-Ungarn mobilisiert worden, wodurch, wie ich Dir schon mitgeteilt habe, Meine Vermittlung beinahe hinfällig gemacht worden ist. Trotzdem habe ich sie fortgesetzt. Nunmehr erhalte ich zuverlässige Nachrichten über erste Kriegsvorbereitungen auch an Meiner östlichen Grenze. Die Verantwortung für die Sicherheit Meines Reiches zwingt mich zu Gegenmaßnahmen. Ich bin mit Meinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Noch in diesem Augenblicke liegt es in Deiner Hand, es abzuwenden. Niemand bedroht die Ehre und Macht Rußlands, das wohl auf den Erfolg Meiner Vermittlung hätte warten können. Dir Mir von Meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist Mir immer heilig gewesen, und ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kampfe. Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen.“

Das Bild einer verlogenen Politik, die um jeden Preis zum Kriege treiben will und der dazu jedes, auch das verwerflichste Mittel recht ist, würde nicht vollständig sein, wenn man nicht auch die andern Depeschen betrachtet, die vor diesen beiden entscheidenden geschickt wurden. Am 28. Juli telegraphierte Kaiser Wilhelm an den Zaren, daß er durch den Eindruck lebhaft beunruhigt sei, den die Note Österreichs in Petersburg gemacht habe. Der Monarch weist aber zugleich darauf hin, daß die Haltung Österreich-Ungarns gegen Serbien durchaus gerechtfertigt sei. Dennoch erklärt er sich bereit — im Hinblick auf die Freundschaft, die ihn mit dem Zaren verbindet — die Vermittlung in Österreich weiter zu betreiben.

Das war am Tage der Heimkunft Kaiser Wilhelms aus den Nordlanden. Der Zar antwortet unmittelbar darauf: „Ich bin erfreut, daß Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ersten Augenblicke bitte ich Dich inständig, mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden; die Entrüstung hierüber, die ich völlig teile, ist in Rußland ungeheuer. Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßnahmen zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen.“

Ebenfalls umgehend antwortet Kaiser Wilhelm und erklärt, daß er den Wunsch des Zaren nach Erhaltung des Friedens teile. Er hebt aber zugleich hervor, daß er Österreich-Ungarns Vorgehen unter keinen Umständen einen „schmählichen Krieg“ nennen könne, zumal Österreich immer wieder von Serbien hintergangen worden sei und jetzt wiederholt erklärt habe, es wolle keine Gebietserweiterung und keine Demütigung Serbiens. Wenige Stunden später telegraphierte Kaiser Wilhelm noch einmal an den Zaren, indem er auf die Gefahren hinwies, die unbedingt eine weitere russische Mobilisierung mit sich bringen müsse.

Und nun kommt das Unerhörte. Der Zar dankt von ganzem Herzen für des Kaisers rasche Antwort, erklärt, daß aus technischen Gründen die bereits fünf Tage zuvor beschlossenen Maßnahmen nicht eingestellt werden können, da sie nötig seien zur Verteidigung gegen Österreich und schließt: „Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Deine Stellung als Vermittler beeinflussen werden, die ich sehr hoch ansehe. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns

kommt.“ Und während Zar Nikolaus, der Einberufer der Friedenskonferenz im Haag, der Verfallender des Ideals vom ewigen Frieden diese Depesche absenden läßt, unterzeichnet er in derselben Stunde eine Order, die die Mobilisierung der gesamten russischen Streitkräfte befiehlt.

Wenn heute ein Ausschrei der Empörung und Wut durch die Massen geht, wenn alles nach dem Osten drängt, so geschieht es, weil man an dem wortbrüchigen Zaren Rache nehmen will, der mit seiner Diplomatie nicht mehr und nicht weniger als einen feigen meuchlerischen Überfall auf Deutschland ins Werk setzen wollte. Wahrlich, die Bundesgenossen sind einander würdig: Der Zar bricht sein feierliches Ehrenwort, Frankreich das Völkerrecht, wie die Strauchritter fallen sie von Osten und Westen über deutschen Boden her. Sie wagten es nur, weil sie sich in dem Gedanken sicher wähnten, daß Deutschland, in Parteien zerklüftet, seine alte Stokkraft verloren hätte. Heute weiß man in Paris und Petersburg, daß diese wichtige Voraussetzung für das Gelingen des Überalles eine irrtümliche war. Von der Maas bis an die Memel, von der Elbe bis an den Belt, Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt. Denart.

Der Krieg gegen Frankreich.

Amlich wird folgende Mitteilung ausgeben:

Bisher hatten deutsche Truppen dem erteilten Befehl gemäß die französische Grenze nicht überschritten. Dagegen greifen seit dem 2. d. Mts. französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Zuneigung einer unbefangenen Zone von zehn Kilometern zugesagt hatte, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten. Französische Kompagnien halten seit dem 2. d. Mts. deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfer und Flieger kommen nach Baden, Wogern und unter Verletzung der belgischen Neutralität über belgisches Gebiet in die Rheinprovinz und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören. Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegszustand hergestellt. Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr. Der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt. Die diplomatischen Beziehungen sind abgebrochen.

Ein russisches Flugzeug bei Lemberg heruntergeschossen.

An der österreichisch-russischen Grenze nördlich von Lemberg wurde ein Flugzeug mit einem russischen Flieger, einem Begleitflieger und einer Anzahl von österreichischen Truppen heruntergeschossen. Die beiden russischen Offiziere, die verletzt wurden, wurden gefangen genommen.

Gegenstich von den deutschen Truppen genommen.

Die deutschen Grenzschutztruppen bei Lublin haben nach kurzem Gefecht Gegenstich genommen; auch Benzin ist von deutschen Truppen besetzt. — Gegenstich ist eine Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Petrowan an der Warthe und besitzt als Knotenpunkt der Eisenbahn Warschau — Wien und Herby — Gegenstich eine große Bedeutung.

Die deutschen Truppen in Kalisch.

Das erste Bataillon des Infanterieregiments Nr. 155 mit Maschinengewehrkompanie und Ulanenregiment Nr. 1 sind am Montag in Kalisch eingetroffen. — Kalisch ist eine Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements mit vielen Tuchfabriken. Sie liegt etwa 8 Kilometer von der preussischen Grenze entfernt in einem Tal an drei Armen des Flusses Prosna. Unter der etwa 35 000 starken Bevölkerung befinden sich auch viele Deutsche.

Alexandrowo besetzt.

Deutsche Truppen haben die russische Grenzstation Alexandrowo besetzt. Alexandrowo, etwa drei Kilometer von der preussischen Grenze entfernt, ist die russische Grenzstation an der Eisenbahn Berlin — Warschau.

Gestern noch auf stolzen Rossen.

231 Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

Frau Manke merkte, dem Manne war das Fragen unangenehm, aber eines wollte sie doch noch wissen.

„Woher kennen Sie denn den Willow?“

„Der hat bei mir gelernt!“

„Bei Ihnen? — Davon hat er uns ja noch gar nichts gesagt!“

„Weil ich ihn drum gebeten habe; daß sonst sein Maulwerk nicht stille steht, wissen Sie so gut wie ich! Aber der Junge hat was los, alles was recht ist, und er würde schon vorwärts kommen, wenn er nicht jede Mark verwehtete!“

Da machte Frau Manke große Augen.

„Ich denke, der gewinnt so viel?“

„Ja ja Unim! Wenn mal was geklappt hat, lebt er aus dem Wollen, und das letzte Geld ist bald wieder verwehtet!“

„So so! — Und meinem Manne macht er weis, unheimlich könne man draußen gewinnen!“

„Frau Manke, die Wetterel ist eine Krankheit, wer ihr einmal verfallen ist, den läßt sie nicht wieder los!“

Da bekam sie es mit der Angst zu tun.

„Wo Sie glauben wirklich nicht, daß auf die Dauer da drauhen was zu holen ist?“

„Daran ist gar nicht zu denken! Bringen Sie Ihrem Manne bei, daß er hübsch zu Hause in seinem schönen Geschäft bleibt, — wenn's auch mein Schaden ist!“

Kein Wort sagte Frau Manke weiter.

aber um ihren Mund legte sich ein entschlossener Zug.

Abends stürzte Willow mit einem Freundschaftsbrief in den Laden.

„Surra! Was das ein Tag! Das heißt, Frau Meister, 'sein mittel', aber 'nen Sunderer hat Ihr Mann für Sie erwirbt!“

Die Aushilfe kniff die Augen zusammen und sah den Gefellen mit einem scharfen Blick an.

„Na, glauben Sie's vielleicht nicht?“

Der Mann blieb ganz ruhig.

„Wenn Sie mir Ihren Gewinn zeigen, — warum nicht?“

Da streckte ihm der freche Willow die Zunge heraus, drehte sich kurz um und fuhr sich mit der Hand durch's Haar.

Nachdenklich nickend sah der Mann Frau Manke an. Die verstand ihn sehr wohl.

„Erst, wo haben Sie denn den Meister gelassen?“

„Kommt gleich, drauhen, ein Stück weiter unten, hat ihn noch jemand angesprochen!“

„Wer denn?“

Willow zuckte die Achseln.

„Einer, der sich ein paarmal bei uns hat rafteren lassen, wie er heißt, weiß ich nicht! — Ja, wie ging denn das Geschäft? Auch gut?“

Der Mann durchschaute seinen ehemaligen Beirling.

„Jedenfalls besser wie Ihres da drauhen!“

„Ja, hören Sie mal!“

„Wir können unsere Kasse sehen lassen, nicht wahr, Frau Manke?“

„Das will ich meinen!“

„Und ich laß in meine nicht reinsehen, das sind Privatangelegenheiten!“

„Vor allen Dingen, Ernst, seien Sie mir gegenüber nicht so frech, ich vertrage das nicht, — verstanden?“

„Frau Meister, es war doch nicht böse gemeint! Aber was geht das denn andere Menschen an, wieviel ich gewonnen habe?“

Schließlich bin ich doch kein dummer Junge mehr!“

„So —, meinen Sie?“

Dieses Mal hielt er es doch für geraten, nicht allzu vorlaut zu sein, denn auf dem Heimweg waren dem Meister allerlei Zweifel aufgefallen, ob er doch nicht lieber seiner Frau sagen sollte, wie die Dinge standen, Not und Mühe hatte er gehabt, es ihm auszureden. Und nun hatte den noch so ein „Schafstopp“ angequasselt, wer weiß, wie die Karre lief, wenn er nach Hause kam. Das hatte er von seiner Gutmütigkeit! Seinen ehemaligen Meister war er behilflich gewesen, und der hatte anscheinend alles mögliche ungereimte Zeug zusammengerebet!

Da betrat auch schon Manke den Laden.

„Na, wie war's Geschäft?“

„Ganz gut, Gustav! — Und hast du viel verloren?“

„Gott bewahre!“

„Frau Meister, ich hab' doch gesagt...“

„Und ich sage Ihnen jetzt, Ernst, daß Sie für heute gehen können!“

Schleunigst griff der nach seinem Gute, ein Gewitter schien im Anzuge zu sein. Ihm konnte es gleichgültig sein, wie der Meister mit seiner Frau fertig wurde! Und wenn es zum „krachen“ kam, so ging er eben seiner Wege, dann brauchte er wenigstens den Vorhans nicht abzuräumen, es war doch schön,

man hatte etwas davon, mochte die Geschäfte auslaufen wie sie wollte!

„Also guten Abend!“

„Raus war er wie ein Wirbelwind! — Gustav, nun wollen wir einmal in Ruh und Frieden reden; unsere Aushilfe, Herr Streym, bei dem hat der Ernst gelernt, mußte das das?“

„Rein!“

Und nun erzählte der, wie Willow schon immer gewartet habe und niemals auf einen grünen Zweig gekommen sei.

„Ein fixer Junge, alles was recht ist, aber er kann kein Geld in der Tasche behalten!“

„Und heute habt Ihr verloren, nicht wahr?“

„Keine Spur, Vene, — im Gegenteil!“

„Gustav, Gott sei Dank, bist du das Aagen nicht gewöhnt! Mach' mir doch nichts vor!“

Manke griff in seinen Rock und zog einen Hundertmarkschein heraus.

„Da, Vene, der gehört dir! Leg' ihn auf die Spartaße!“

Ruhig steckte sie ihn ein.

„Wenn nichts mehr von der Erbschaft da ist, hilft uns der vielleicht über ein paar schlimme Wochen meg!“

„Vene!“

„Reg' dich nicht auf, Gustav! Ich kenn' dich besser und hab' dich lieb! Anbinden kann ich dich nicht, wenn du also in dein Verden rennen willst, sag' ich weiter nichts!“

„Denk an deine Frau und deine Kinder! Aber der Willow kommt mir nicht mehr ins Geschäft — verstanden?“

„Wäre die Aushilfe nicht im Laden gewesen, vielleicht hätte Manke ehlich einae“